



# smd transparent

Neues aus Schüler-SMD, Hochschul-SMD und Akademiker-SMD

Nr. 02\_Juni 2023

## Leid

### „Vom Suchen und Finden der Hoffnung in einer gebrochenen Welt

„Wie kann ein liebender Gott Leid zulassen?“ Sicher ist Ihnen die Theodizee-Frage schon häufig begegnet. Es ist eine Frage, die nicht nur in unterschiedlichsten Kontexten gestellt wird, sondern auch aus den unterschiedlichsten Situationen heraus. Von einem Skeptiker, der sein christliches Gegenüber herausfordern will oder von einer Apologetin, die ihr skeptisches Publikum zum Nachdenken anregen möchte. Die Frage ist dann weniger an Gott selbst gerichtet, sondern mehr an uns Christen. Doch Leid begegnet uns in der SMD nicht nur als Vortragsthema. Als Weggefährten nehmen wir Anteil an unseren persönlichen Geschichten, sei beispielsweise in langjährigen Freundschaften oder bei einem tiefen Gespräch mit einer Freizeit-Bekanntschafft. Unter uns sind einige, die schweres Leid im eigenen Leben erfahren haben, oder vor die Aufgabe gestellt wurden, Freunde und Familie im Leid zu begleiten. Und auch die weltpolitische Lage ist von Krisen und Leid geprägt. Wir möchten deshalb in dieser Transparent-Ausgabe das persönliche Leid in den Fokus nehmen. Denn Leid beschäftigt uns nicht nur

#### „Zum Thema

Plötzlich und unerwartet.  
Von Jürgen Spieß \_3

Gott, unser Fels im Sturm.  
Eine Betrachtung von Psalm 62 \_6

Wenn Gott im Leid erfahrbar wird \_8

#### „Außerdem

Der Bau geht los \_12

SBK-Gründung in Sachsen \_14

Die studikon ist „vollbracht“ \_17

Missionseinsatz in Ghana \_20

im Gespräch über den Glauben – es trifft uns auch mitten im eigenen Leben. Für den ehemaligen SMD-Generalsekretär Dr. Jürgen Spieß gehört beides eng zusammen. Jürgen Spieß, der bis heute als Vortragsredner in Hochschulgruppen unterwegs ist, war 1979 mit seiner Familie auf der Rückreise eines Vortrags in der DDR, als sich ein tragischer Unfall ereignete. Seine Frau und sein kleiner Sohn kamen dabei ums Leben. Dieses Schicksal hat bis heute Auswirkungen auf seine Tätigkeit als Redner. Älteren SMDlern ist diese Geschichte bekannt. Jürgen Spieß hat sie neu aufgeschrieben, wir bringen sie in dieser Ausgabe ab Seite 3. Ab Seite 6 stellt sich Pastorin Anita Coppes in einer Bibelarbeit die Frage, wie Psalm 62 im Leid trösten und helfen kann. Außerdem berichten Menschen, wie ihre eigenen Leiderfahrungen ihre Gottesbeziehung geprägt haben und was ihnen im Leid geholfen hat.

Zur Realität gehört es, dass Leid und Freude dicht beieinanderliegen können. Wir haben in der SMD großen Grund zur Freude: Der Bauantrag für unsere neue Zentralstelle wurde genehmigt, und die Bauarbeiten können in diesem Sommer beginnen. Wie Sie uns unterstützen können, erfahren Sie im Mittelteil des Heftes. Auch in unserer Arbeit passiert viel, das uns freuen und dankbar werden lässt: ein Schülerbibelkreis, der nach Corona wieder aufblüht oder Studierende, die eine erlebnisreiche Zeit in Ghana oder auf der studikon hatten. Ich wünsche Ihnen eine gute Lektüre! ■ Laura Zöller, Redaktion

# Plötzlich und unerwartet

Von Jürgen Spieß

## „Wie ein persönlicher Schicksalsschlag Teil einer Berufung wurde

**Dr. Jürgen Spieß ist ehemaliger SMD-Generalsekretär und Mitbegründer des Instituts für Glaube und Wissenschaft. Vielen ist er bekannt als Redner bei Hörsaalvorträgen, bei Konferenzen des Instituts oder auch bei anderen Veranstaltungen. Häufig sprach er dabei zum Thema „Leid“ verbunden mit seiner persönlichen Geschichte. Dass er diese Geschichte kürzlich für ein Buch niedergeschrieben hat, nahmen wir zum Anlass, das Thema „Leid“ in Transparent aufzugreifen und seinen Erfahrungsbericht als Hauptartikel zu veröffentlichen.**

Mein Christsein begann erst während meines Studiums. Anlass für meine Auseinandersetzung war die verblüffende Aussage eines Schulfreundes, dass Jesus von den Toten auferstanden sei. Daraufhin begann ich, das Neue Testament zu lesen und mich mit der Auferstehung von Jesus aus historischer Sicht zu beschäftigen. Ich studierte in München Geschichte und schloss dieses Studium mit einer Promotion in Alter Geschichte ab. Nach meinem Studium wurde ich Reisesekretär bei der SMD und fuhr ab Januar 1977 regelmäßig in die DDR, um Christen zu besuchen und Vorträge vor Studierenden zu halten. Durch meine Arbeit bei der SMD lernte ich meine Frau Christiane, ebenfalls Reisesekretärin, kennen. Wir heirateten im April 1978 und zogen gemeinsam nach München, wo im Januar 1979 unser Sohn zur Welt kam.

Im November 1979 fuhr ich zum ersten Mal zusammen mit meiner Familie in die DDR. Während unseres Aufenthaltes dort hielt ich einen Vortrag bei einer Jugendkonferenz mit gut 100 Teilnehmern in Halle an der Saale. Dazu hatte ich wie immer keine Erlaub-

nis, und mein Name stand deshalb nicht auf dem Programm. Der Veranstalter ging davon aus, dass – wie üblich – unter den Teilnehmern einige sein würden, die der Stasi von dieser Konferenz berichten würden. Aus diesem Grund stellte er mich mit folgenden Worten vor: „Wir haben an diesem Wochenende einen besonderen Gast unter uns, der eine weite Reise gemacht hat. Deshalb darf er ein etwas längeres Grußwort halten.“ In Absprache mit den Veranstaltern hielt ich ein „Grußwort“ von 45 Minuten Länge. Am nächsten Tag beantwortete ich eine Frage aus dem Publikum ebenfalls mit 45 Minuten Länge. Es war damals nicht einfach, von West nach Ost zu reisen. Man brauchte ein Visum und in der Regel eine Einladung. Für eine Reise von Ost nach West waren die Chancen für ein Visum im Gegensatz dazu nahe Null.

Nach unserem einwöchigen Aufenthalt fuhren wir am Morgen des 27. November wieder zurück. Auf dem Gebiet der DDR saß ich am Steuer. Nachdem wir die Grenze passiert hatten, fuhr meine Frau. Ich setzte mich hinter sie auf die Rückbank zu unserem Sohn. Auf einer sehr geraden Bundesstraße – wir fuhren in einer langen Autoschlange – scherte der Wagen aus für mich unerklärlichen Gründen plötzlich nach links aus und prallte gegen einen entgegenkommenden LKW. Ich hatte mich meinem Sohn zugewandt und bekam dieses Geschehen, welches sich in Sekundenschnelle ereignete, nicht mit.

Als mein Bewusstsein allmählich zurückkam, dachte ich zunächst, ich träumte. Alles war dunkel und feucht. Ich konnte mich nicht bewegen. Vielleicht ein Unfall ...? Nach und nach kam ich weiter zu mir, hörte von ferne Stimmen, die beruhigend auf mich einredeten, und fragte mich, wo ich eigentlich sei. Dann wurde ich aus dem Auto gezogen. Durch den Aufprall war ich unter den Beifahrersitz gedrückt worden. Ein Krankenwagen fuhr mich ins nächste Krankenhaus zu einer ersten Notbehandlung. Ziemlich schnell ging es dann weiter in eine Universitätsklinik. Von Anfang an hatte ich das Gefühl, etwas fragen zu müssen, doch ich wusste nicht was. Es dauerte lange, bis mir die Frage einfiel: Wo ist meine Familie? Niemand gab mir eine Antwort.

Abends um 20 Uhr, acht Stunden nach dem Unfall, wurde ich operiert. Die Nacht verbrachte ich in einem Abstellraum, da das Krankenhaus überfüllt war. Als ich

wieder zu mir kam, stand ein Freund neben meinem Bett. Ich fragte ihn, was mit meiner Familie sei. Er gab mir eine Antwort, die mich zunächst beruhigt schlafen ließ. Am nächsten Morgen stellte ich wieder die Frage, ob meine Familie noch am Leben sei. Er schüttelte verneinend den Kopf. Dies alles spielte sich in einem Sechsbett-Zimmer ab. Da spätestens gegen Abend jeder Mitpatient sein eigenes Fernsehprogramm laufen hatte, fuhr ein mitfühlender und mitdenkender Pfleger mich abends immer für die Nacht in ein nicht genutztes Arztzimmer.

Ein anderer langjähriger Freund löste meinen ersten Besucher ab und blieb bis zur Beerdigung. Aus ärztlicher Sicht war ich nicht transportfähig, erhielt also auch keinen Krankenwagen für die etwa 300 Kilometer bis zum Friedhof in Dillenburg. So fuhren mich Freunde in ihrem Auto dorthin. Für mich war es wichtig, dass ich an dieser Beerdigung teilnahm. Ich habe gesehen, dass die Särge ins Grab gelegt wurden und konnte so Abschied nehmen von meiner Familie. Es bedeutete aber für mich auch, dass Hoffnungen begraben wurden. Was ich an Hoffnungen für das Zusammenleben mit den Verstorbenen hatte, konnte sich in dieser Welt nicht mehr erfüllen. Nach der Beerdigung traf ich mich mit einigen guten Freunden für eine Stunde im Haus meiner Schwiegereltern. Dann musste ich wieder zurück in die Klinik.

Die sich anschließende Zeit dort war teilweise eine einzige Tortur. Ich konnte mein linkes Knie nicht mehr krümmen. Die OP musste wiederholt werden, damit die Schrauben neu eingesetzt werden konnten. Als auch danach eine Krümmung des Knies wegen immer noch anhaltender sehr starker Schmerzen nicht möglich war, bat ich um Verlegung in das Krankenhaus meiner Heimatstadt. Am Tag vor der Verlegung erlebte ich noch zwei böse Überraschungen: Beim Behandeln meines sehr stark geschädigten linken Auges hatte man eine Falte ins Augenlid genäht. Außerdem hatte man in der Eile nach dem Unfall, als es bei mir um Leben und Tod ging, einen Jochbeinbruch übersehen.

Während es im ersten Krankenhaus um Bewegung ging, hieß es im zweiten Krankenhaus zunächst: keine Bewegungen, ruhen. Wer denkt da nicht an einen Satz von Kurt Tucholsky: „Wenn zwei Ärzte einer Meinung sind, ist einer davon gar kein Arzt.“ Eine dritte Operation am Knie war erforderlich. Zum ersten Mal seit Wochen konnte ich danach mein Knie beugen, und es war schmerzfrei! Als ich wieder zu Hause war, hatte sich in der Falte des vernähten Augenlides eine „pflaumenkerngroße Geschwulst“ gebildet. Sie musste weggeschnitten werden. Immerhin klappten in diesem Krankenhaus alle Operationen auf Anhieb.

Weil der Unfallhergang sehr ungewöhnlich war, wurde das Fahrzeug untersucht. Es konnten aber keine technischen Mängel gefunden werden. Von Bürgern der früheren DDR bin ich später des Öfteren darauf angesprochen worden, ob nicht die Stasi durch technische Manipulation den Unfall verursacht habe. Ich habe dann regelmäßig geantwortet: Warum hätte die Stasi mich

umbringen sollen? So wichtig war ich auch nicht. Auf diesen Einwand von mir sagte einmal ein früherer DDR-Bürger: „Die Stasi hat nicht nur sinnvolle Dinge gemacht.“ Daraufhin habe ich bei der Gauck-Behörde dann doch nach eventuellen Stasi-Akten gefragt. Die Antwort lautete, dass bisher keine Unterlagen darüber gefunden wurden.

## Was hat mir nach dem Unfall geholfen?

Zunächst einmal hat mir geholfen, dass mich von Anfang an Freunde und Bekannte im Krankenhaus besucht haben. Schon von den Freunden Hiobs kann man zweierlei lernen: Als sie vom Leid Hiobs hören, suchen sie ihn auf. Sie geben ihm das Wichtigste, was sie haben: ihre Zeit. Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen Zeit und Liebe. Vom Leid Hiobs sind die Freunde dann so betroffen, dass sie zunächst schweigen. Sie lassen Hiob einfach reden und hören zu. So haben auch mir Menschen geholfen, die einfach da waren ohne mich – wie auch immer – trösten zu wollen. Darüber hinaus war es für mich sicher auch hilfreich, dass ich mich nach dem Unfall nicht allein in meiner „leeren“ Wohnung aufgehalten habe, sondern – weil ich ärztlich versorgt werden musste – im Krankenhaus lag und dadurch bis zu einem gewissen Grad gefordert und abgelenkt war. Ganz wichtig ist für mich auch die Teilnahme an der Beerdigung meiner Familie gewesen.

Besonders geholfen haben mir die Losungen der Herrnhüter Brüdergemeinde, die ich mir nach der Beerdigung habe geben lassen. Ich hatte schon oft erlebt, dass ein Wort daraus mich angesprochen hat. Das war auch diesmal der Fall – vom Unfalltag an. Die Liedstrophe am Unfalltag lautete: „Sterben heißt, ans Ziel gelangen.“ Die Losung aus Psalm 141,8: „Auf dich, Herr, sehen meine Augen, ich traue auf dich, gib mich nicht in den Tod dahin.“ Dazu aus dem 1. Johannesbrief 2,25: „Und das ist die Verheißung, die er uns gegeben hat, das ewige Leben.“ Am nächsten Tag stand in der Losung Hiob 2,10: „Haben wir Gott für das Gute gedankt, wie sollen wir das Böse nicht auch aus seiner Hand nehmen?“ Am darauffolgenden Tag las ich: „Mein Los ist auf liebliches Land gefallen, mir ist ein schönes Erbteil geworden“ (Psalm 16,6) – der Lieblingsvers meiner Frau aus dem Alten Testament – und am letzten Tag der Unfallwoche: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn.“ (Römer 8, 38 und 39). Dass alle diese Worte bei mir angekommen sind, empfinde ich als Geschenk.

Gleich am Tag nach dem Unfall bat ich einen Freund, der mich besuchte und länger blieb, das Buch „Die Tür auf der Wiese“ (heute: Der letzte Kampf) zu kau-



fen und mir vorzulesen. Es war der siebte Band der Chroniken von Narnia von C.S. Lewis. Dieses Buch hatte meine Frau unmittelbar vor der Reise in die DDR auf Englisch gelesen und mir gesagt: „Wenn man dieses Buch liest, hat man keine Angst vor dem Sterben, sondern freut sich auf die Neue Welt Gottes mit Jesus Christus.“ Wer das Buch kennt, weiß, dass man nach der Lektüre auf solche Gedanken kommen kann. Geholfen hat mir auch, dass ich nach dem Unfall als Leiter der SMD-Studentenarbeit begonnen habe. Für diese neue Aufgabe waren wir schon vor dem Unfall angefragt worden. Meine Frau und ich hatten unsere Bereitschaft dafür schon erklärt. Diese neue Aufgabe erforderte auch einen Umzug von München nach Marburg. So ergab es sich von selbst, dass ich mich nach den Krankenhausaufenthalten fast nur noch in Zusammenhang mit dem Umzug in der gemeinsamen Wohnung aufgehalten habe. Außerdem hat es mir geholfen, dass ich ziemlich bald in der Lage war über den Unfall zu sprechen – oft in Zusammenhang mit Hörsaalvorträgen zum Themenbereich: Leid und die Frage nach Gott.

### Macht Leid Sinn?

Nach einem Ereignis wie diesem – gerade von seinem Ablauf her kaum nachvollziehbaren – Unfall fällt es schwer, einen Sinn zu erkennen. Aber gibt es hier überhaupt einen Sinn? Wir suchen bei allem in unserem Leben nach Sinn und Bedeutung – besonders nach einem so einschneidenden Ereignis. Immer wieder gibt es Ereignisse im Leben, deren Sinn ich nicht unmittelbar erkennen kann. Ich bin mir sicher, dass es dann sinnlos ist, immer wieder über einen Sinn nachzugerübeln. Es gibt Warum-Fragen, auf die es in diesem Leben keine Antwort gibt. Gott kann auch aus dem, was uns völlig sinnlos erscheint, etwas Gutes machen.

Von dieser Zeit an habe ich mich intensiv mit dem Leben und dem Werk von C. S. Lewis beschäftigt. Der britische Literaturwissenschaftler war erst als Hochschullehrer Christ geworden und hatte viele grundlegende Bücher zum christlichen Glauben verfasst: „Pardon, ich bin Christ“; Wunder; Über den Schmerz; und weitere. Den Tod seiner Frau nach dreijähriger Ehe hat er in seinem Buch „Über die Trauer“ verarbeitet. Er hatte sich also durch seine Erfahrungen intensiv mit dem Thema Christsein und Leid beschäftigt. Ich las alle seine Bücher und begann, erste Vorträge über Lewis zu halten. Nach einem Vortrag in einer Universitätsstadt sprach mich vor einigen Jahren ein Mann an: „Als Jugendlicher war ich 1988 beim Christival in Nürnberg in Ihrem Seminar ‚Jesus für Sceptiker‘. Sie haben vor allem C.S. Lewis zitiert. Ich begann daraufhin, Lewis zu lesen. Durch diese Lektüre wurde mein Interesse an Literatur geweckt. Jetzt bin ich hier an der Uni Professor für Literaturwissenschaft.“



© David K Photography (shutterstock.com)

Die christliche Antwort auf die Leidfrage ist die Aufhebung des Leids in der neuen Welt Gottes: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein...“ (Offenbarung 21,4). Für mich ist das kein Wunschdenken, wie vielleicht viele einwenden würden. Dass ich mir etwas wünsche, sagt ja noch nichts darüber aus, ob mein Wunsch erfüllt werden kann oder nicht. Die neue Welt Gottes als Antwort auf mein Leid ist deshalb kein Wunschdenken, weil sie durch die Auferstehung von Jesus beglaubigt wurde. Mit der Auferstehung von Jesus Christus hatte ich mich ja schon intensiv beschäftigt, bevor ich Christ geworden war.

„Wir sind wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung von Jesus Christus“ (1.Petrus 1,3). Von einer christlichen Studentengruppe erhielt ich die Anfrage, am ersten Jahrestag des Unfalls einen Vortrag zum Thema: „Der Grund der christlichen Hoffnung – ein Historiker zur Auferstehung von Jesus Christus“ zu halten. Ich sagte zu und hielt erstmals zu dieser Themenformulierung öffentlich einen Vortrag in der Mensa jener Uni. Zu dem so formulierten Thema habe ich seitdem noch viele Vorträge gehalten. Einige Jahre später sprach mich nach einem Gemeindevortrag eine Frau mit drei kleinen Kindern an und erzählte mir, dass sie als Studentin einmal so deprimiert gewesen sei, dass sie ihr Studium und auch ihr Leben habe beenden wollen. Dann sei ihr ein Plakat in die Augen gesprungen: „Der Grund der christlichen Hoffnung – ein Historiker zur Auferstehung“. Das habe sie so angesprochen, dass sie zu dem Vortrag gegangen sei ...

Der Unfall und seine Folgen haben sicher zu meiner Glaubwürdigkeit als Referent und Gesprächspartner zum Thema Leid und Hoffnung beigetragen. Zum ersten Mal hatte ich das schon in der Augenklinik erlebt. Dort versorgte mich eine Krankenschwester, deren 16jährige Tochter kurz vorher mit dem Fahrrad einen tödlichen Unfall gehabt hatte. Sie war dankbar dafür, dass sie sich mit mir unterhalten konnte. Ich bin oft gefragt worden, ob ich Gott nach dem Unfall nicht angeklagt hätte. Wenn ich an den Unfall denke, schmerzt es mich immer noch, dass ich mich nicht von Christiane verabschieden und mich bei ihr bedanken konnte. Aber ich habe Gott nie angeklagt. Meine Frau und ich haben mehrmals darüber gesprochen, dass unsere Ehe auf Zeit angelegt ist. Außerdem haben mir die Losungsworte und Christianes Kommentar zu ihrer Lewis-Lektüre sehr geholfen. Ich habe beides als eine persönliche Ansprache und einen Zuspruch Gottes an mich verstanden. Die Freundschaft und Ehe mit Christiane zählen zu den besonderen Segnungen Gottes in meinem Leben. ■

*Dr. Jürgen Spieß, Althistoriker, war von 1984 bis 1999 Generalsekretär der SMD. 1999 gründete er das Institut für Glaube und Wissenschaft, welches er bis 2015 leitete. Er ist zum zweiten Mal verheiratet und lebt mit seiner Frau in Marburg. Sie haben eine Tochter mit Down-Syndrom.*



# Gott, unser Fels im Sturm

## \_Was trägt im Leid? Eine Betrachtung von Psalm 62

glauben.

**„Wenn's trüb hergeht, nicht trostlos wein', auf Regen folgt Sonnenschein.“ Vielleicht haben Sie schonmal das oder ähnliches gehört, als Sie selbst betrübt waren. Wenn ich mir die „Wetterlage“ der Welt in den letzten Jahren anschau, kann ich diese Regel jedoch nicht bestätigen. Die Corona-Krise war noch nicht vorbei, als die nächsten Unwetter begannen. Die Flutkatastrophe im Ahrtal, der Ukraine-Krieg und die damit verbundenen Krisen, das Erdbeben in der Türkei und Syrien. Fragen wir Experten nach Prognosen, wissen sie für die nächsten Jahre auch keinen Sonnenschein zu verkünden – mit anderen Pandemien sei zu rechnen, mit Naturkatastrophen, mit einer weiteren Verschlechterung der Wirtschaftslage. Sonnenschein? Fehlanzeige.**

### Dem Leid ins Gesicht sehen

Leid kennen die meisten von uns nicht nur aus den Nachrichten. Auch unsere persönliche Wetterlage kann sich schlagartig ändern. Die Betroffenheit von Krankheit, Tod und Verlust, von psychischen Krankheiten, sei es bei uns selbst oder bei Angehörigen, erleben wir alle irgendwann. Sich vorstellen, dass eines Tages wieder die Sonne scheint – in dieser Situation oft unmöglich. Was kann uns helfen im Sturm des Lebens? Wo ist Verlässlichkeit und Ruhe zu finden, wenn eine oder mehrere tragende Säulen meines Lebenshauses gefährlich ins Wanken gekommen oder gar schon eingestürzt sind? Wo können wir Trost finden?

Ich bin im Zusammenhang mit diesen Fragen auf Psalm 62 gestoßen. Ein Lied, ein Gebet in der Bibel, ca. 3.000 Jahre alt. Da klagt jemand über eine aussichtslose Situation. Und ja, er zeigt auch einen Weg auf, der herausführt. Für unseren Geschmack vielleicht etwas schnell. Der Verfasser David hat diesen Text vermutlich im Rückblick darauf verfasst, wie es ihm ergangen ist, als er bedroht wurde. Seine Zuversicht resultiert also nicht auf einer naiven Erwartung auf „besseres Wetter“ – er schöpft Hoffnung aus seiner Erfahrung.

Was war Davids Motivation, aus seinen Erlebnissen ein Lied zu machen? Er wollte Gottes Wirken im ganzen Land bekannt machen. Dazu passt, dass er den Chorleiter Jedutun mit der musikalischen Begleitung beauftragt und auch sein Volk direkt anspricht. Möglicherweise ging es ihm aber nicht nur um Außenwirkung, sondern ebenso um eine innere Auseinandersetzung. Auch heute kennen wir das: Menschen, die ihre leidvollen Erfahrungen verarbeiten, indem sie Lieder dichten, Bücher verfassen, oder Gedichte schreiben. David kann hier ein Vorbild sein. Doch nicht alle können und möchten ihre persönlichen Leiderfahrungen öffentlich

kundtun. Was also kann das Gebet uns anderen sagen – die keine Sängerinnen, Redner und Texter sind?

### „Bei Gott allein“

Der Psalm gibt wieder, wie David sich im Sturm seines Lebens fühlt. Gleich zu Beginn trifft er seine Hauptaussage: „Bei Gott allein findet meine Seele Ruhe, von ihm kommt meine Hilfe.“ (V. 1, NGÜ) Das klingt sehr klar und entschlossen. Ich frage mich: Was mag dieser Aussage vorangegangen sein? An Suche, Hoffnung und Enttäuschung? „Bei Gott allein“, hält David fest. Nirgends sonst kann er sich komplett fallenlassen.

**REFLEXIONS-IMPULS: Wo suchen wir Hilfe und Orientierung für unser Leben? Wer bringt Trost und Stille in den Sturm?**

David stellt klar: Für ihn kommt die Hilfe nicht nur von Gott, sondern Gott ist für ihn auch Fels, Rettung und Schutz. Wie eine Burg, die auf festen Grund gebaut wurde, so findet er bei Gott Halt (V3). Dort wird er nicht von Sorgen und Bedrängnis weggespült, wie eine Sandburg vom Meer. Kaum ist diese Zuversicht jedoch ausgesprochen, folgt schon die Erinnerung an schwere Zeiten. Als Leserin fühle ich mich mittendrin in den Anfeindungen gegen David. Er spricht seine Widersacher direkt an: „Wie lange soll das noch so weitergehen: alle gegen Einen?“ (V4) Das klingt nach großem innerem und äußerem Stress. Bei so viel Gegenwind droht die sonst schützende Mauer einzustürzen. Ich frage mich unwillkürlich:

**REFLEXIONS-IMPULS: Was stürmt zurzeit auf mich alles ein? Wie lange werden meine Schutzmauern noch halten?**

Davids Widersacher sind nicht nur unerbittlich, sondern außerdem verlogen. Vorne herum tun sie

freundlich, doch im Verborgenen schmieden sie böse Pläne und tauschen Verleumdungen aus. Sie wollen den Angegriffenen stürzen und dazu ist ihnen jedes Mittel recht. Wie geht man mit solchen Intrigen am besten um? Ich denke, es hilft, sich erstmal einzugesetzen, wie die Lage ist. Nichts schönreden, weder vor Gott, noch vor den Menschen. Aufschreiben, was mir zu schaffen macht. Meine Fragen stellen, mein Leid ernst nehmen. Mir passende Hilfe holen. Wo nötig auch von Experten.

Anschließend besinnt David sich wieder auf seine Hauptaussage: „Bei Gott allein soll meine Seele Ruhe finden, von ihm kommt meine Hoffnung.“ (V. 6) Er erinnert sich daran, in allen Herausforderungen seinen Blick auf Gott zu richten. Trotz allem oder gerade deswegen! Wenn schon nicht sofortige Hilfe vom Himmel kommt, dann doch zumindest Hoffnung! Das Ringen darum lässt David sich nicht nehmen.

Denn „Er allein ist mein Fels und meine Rettung, ja, er ist meine sichere Festung. Dank seiner Hilfe werde ich nicht zu Fall kommen.“ (V7) Diese starke Selbstvergewisserung erstaunt mich immer wieder. Gerade noch stand die Lebensmauer kurz vor dem Einsturz. Und kurz darauf heißt es, man werde nicht zu Fall kommen. Dies sagt viel über Davids Einstellung aus. Er ist ein Mensch, der die Bedrohungen des Lebens ernst nimmt und nicht wegdiskutiert. Und der gleichzeitig alles auf Gottes Beistand und Hilfe setzt.

Mich persönlich fordert diese Haltung heraus. Ich frage mich: Was kann ich von David lernen? Wie kann ich neue Zuversicht gewinnen, wenn ich den Mut verliere? David hatte eine Geschichte mit Gott, auf die er bauen konnte. Seine Worte wählt er aufgrund der Erfahrungen, die er im Lauf seines Lebens gemacht hat. Er hat Gott vielfach als „Fels“ und „Rettung“ erlebt. Er hat es existentiell durchbuchstabiert, dass Gott ihm Halt gibt, gerade in unruhigen Zeiten. Auch uns kann es im Leid helfen, uns solche Momente vor Augen zu führen. Uns an Situationen zu erinnern, die uns damals ausweglos schienen und uns bewusst zu machen, dass es danach wieder gute Zeiten gab.

**REFLEXIONS-IMPULS: Wann und wie habe ich diesen Halt zuletzt ganz konkret erlebt?**

## Vertrauen fassen

Wie bereits angedeutet, hat David mit seinem Psalm auch ein missionarisches Anliegen. Der Trost, den er in seinem Glauben erfahren hat, soll Kreise ziehen. Und so wendet er sich jetzt an die Zuhörenden, an das Volk damals, an uns heute, die wir sein Zeugnis lesen: „Vertraut auf ihn zu jeder Zeit, ihr alle aus meinem Volk! Schüttet ihm euer Herz aus! Gott ist unsere Zuflucht.“ (V. 9) Nach Davids Lebenserfahrung lohnt es sich wirklich, auf Gott zu vertrauen. Und

zwar, indem man sein Herz vor ihm ausschüttet. Ein schönes Bild wird hier gezeichnet: wie, wenn jemand einen Eimer umkippt oder eine Tasche ausleert und nichts zurückbehält. Der ganze Inhalt soll raus, bis auf den letzten Staubkrümel. Das sind dann nicht nur angenehme Dinge, die da ans Tageslicht kommen. Keine ausgewählten Gegenstände und Themen, die unbedingt vor großem Publikum präsentiert werden sollten. Wer etwas komplett ausschüttet, legt alles offen. Das ist vor Gott möglich, denn er ist unsere Zuflucht.

Da wechselt die Anrede im Psalm plötzlich ins Wir. In der Gegenwart Gottes entsteht eine neue Gemeinschaft. Miteinander können wir erst zu Leidensgenossen werden, und später auch wieder vereint in Lob und Dank.

**REFLEXIONS-IMPULS: Habe ich eine Gruppe von vertrauten Menschen, mit denen ich gemeinsam Gott loben und auch mein Herz ausschütten kann? Könnte es mir helfen, die Gemeinschaft zu suchen?**

Interessant ist, dass David gleich nach dieser Wir-Ansprache an sein Volk die Verlässlichkeit der Menschen in Abrede stellt: Er bezeichnet sie als einen Hauch von Nichts – egal wie klug, reich oder mächtig sie sind. Dabei geht es nicht nur um seine Widersacher, sondern auch um geliebte Menschen. Wir Gottesgeschöpfe brauchen einander – doch schnell können Verwandte und Freunde uns in unserem Leid allein lassen oder gar der Grund dafür sein. Die Menschen, die uns am nächsten stehen, verletzen uns leider oft am meisten. Deswegen empfiehlt David es nicht, sich vor allem auf sie zu verlassen. Genauso wenig wie auf Reichtum und Besitz (V. 11). Doch auch ohne dass etwas oder jemand zu meinem unverzichtbaren „Götzen“ wird, gibt es viele gute Wege, einander beizustehen. Etwa durch Zeit, Rat, Tat, im Gebet oder auch durch finanzielle Unterstützung.

## Eine hoffnungsvolle Aussicht

„Mehrere Male habe ich es vernommen“, heißt es in V 12. Denn Gott ist ein Gott, der redet. Sind wir bei allen Fragen auch bereit zuzuhören – wie David? Was er gehört hat, ist: „alle Macht liegt allein in Gottes Händen.“ Darauf antwortet er Gott: „Ja, Herr, und auch die Gnade kommt von dir! Du gibst jedem das, was er für sein Tun verdient.“ (V13) Das bringt für mich noch ein paar Herausforderungen mit sich:

**REFLEXIONS-IMPULS: Wenn Gott allmächtig ist, warum greift er dann oft nicht stärker sichtbar ein? In meinem persönlichen Leben, aber auch in den Krisen weltweit, unter denen so viele Menschen leiden?**

David glaubt an einen Tun-Ergehen-Zusammenhang. Dass letztlich jeder bekommt, was er verdient, erntet, was er oder sie gesät hat. In dieser Welt sehe ich das sehr oft nicht. Es gibt einfach zu viel unverdientes Leid. Und Gott sei Dank auch unerklärliche Segenserfahrungen. Im Wort Gnade klingt hier schon etwas an, das uns in Jesus nochmals ganz neu deutlich wird. Seine Zuwendung galt besonders den „mühseligen und beladenen“ Menschen (Mt 11,28). Denen, die große und kleine Lasten zu tragen hatten. Die sich ohnmächtig und hilflos gefühlt haben. Er hat sich in seiner Liebe gerade ihnen zugewendet. Und tut es als der Auferstandene auch heute uns gegenüber. Dass er mit uns leidet, unsere Fragen, Ängste, Herausforderungen mit uns teilt, gnädig und barmherzig ist – das lässt mich immer wieder neu hoffen, trotz aller Krisen. Manche unserer Fragen bleiben offen. Aber es lohnt sich, sich mit David auf einen hoffnungsvollen Weg zu begeben. Zum Beispiel beim Lesen von Psalm 62 im Ringen mit Gott.

Eine Liedempfehlung aus diesem Jahrtausend ist „Bei Gott allein“ von Hans Werner Scharnowski und Jürgen Werth. ■

Anita Coppes hat an der Ev. Hochschule Tabor in Marburg studiert und arbeitet aktuell als Gemeinschaftspastorin in der Landeskirchlichen Gemeinschaft Hensoltshöhe Hof in Oberfranken.



# „Was soll das, Gott?“

## „Eine schwere Erkrankung stellt Johanns Leben auf den Kopf“

Das Wintersemester 2017 hätte ein gutes werden können. Ich hatte interessante Kurse und war gerade zum Leiter der SMD-Gruppe in Leipzig gewählt worden. Es gab nur ein kleines Problem, welches sich zunächst am Dienstag der ersten Semesterwoche mit Rückenschmerzen bemerkbar machte. Am Freitag derselben Woche lag ich schon im Krankenhaus, weil ich kaum laufen konnte. Diagnose: Guillain-Barré-Syndrom, eine Autoimmunerkrankung, welche die Nervenfunktion vor allem der Gliedmaßen einschränkt. Keine Nerven heißt keine Bewegung, besonders in den Beinen: Von Rumrennen bis Rollstuhl in nur vier Tagen.

Das Guillain-Barré-Syndrom lässt sich gut behandeln, doch die Therapie ist langwierig. Ich verbrachte quälend lange Tage im Krankenhaus, ständig andere Schmerzen, viele Infusionen, das Warten auf die Regeneration meiner Nerven und einen Platz in der Rehaklinik. Das Anstrengendste war, dass es in dieser Zeit nicht voran ging, ich bekam kaum Physiotherapie und sah keine Verbesserung meiner Bewegungsfähigkeit. Groß war meine Freude deshalb, als es nach zwei Wochen endlich in die Reha ging – und umso größer die Enttäuschung, als ich wenige Tage später den Weg zurück antreten musste, weil sich mein Zustand wieder verschlechtert hatte. Jetzt konnte ich nicht ein-

mal mehr aus eigener Kraft aufstehen, und alles begann von vorn.

In diesen Tagen, als ich wieder mal vor dem Stationsgebäude saß, mit Blick auf das mittlerweile viel zu gut bekannte Krankenhausgelände, habe ich Gott gefragt: „Was soll das? So viele Leute beten für mich. Ich erwarte nicht mal eine Blitzwunderheilung, sondern einfach, dass es aufwärts geht, statt schlimmer zu werden.“ Dort habe ich Gott ein ganzes Stück besser verstanden. Ja, er hört Gebete und heilt. Aber offensichtlich nicht immer so, wie wir uns das vorstellen. Warum, wann, wie? Das entscheidet er. Ich weiß es nicht. Was ich weiß: Gott trägt mich, und zwar immer; auch durch die Zeiten, in denen ich vergeblich auf Veränderung warte.

Die Veränderung kam schließlich doch. Zurück in der Reha ging es endlich bergauf, jeden Tag konnte ich Verbesserung feststellen und wurde pünktlich zu Weihnachten entlassen. Was bleibt, ist die Gewissheit, dass Gott trägt und ich bei ihm wahre Heimat habe, auch wenn ich mehrere Monate in einem Klinikzimmer lebe. Das wurde mir besonders bewusst, als eine Freundin mir unvermittelt schrieb: Johann, bist du zu Hause bei Jesus? Ich saß da in meinem Rollstuhl, weit weg von meiner WG und meinen Freunden, an einem schönen Wald, den ich mangels funktionierender Beine nicht erkunden



konnte. Dann kam mir ein Gedanken: „Wenn ich mich in dieser Situation nicht einsam, sondern sogar wohl fühle, hier nicht sofort weg will, dann kann es doch nur das sein: Ja, ich bin zu Hause bei Jesus.“ Außerdem habe ich besonders in Gesprächen nach meiner Erkrankung erfahren, dass meine Geschichte zur Kraftquelle für andere werden kann; weil sie darin Gottes Wirken erkennen, weil sie daraus Hoffnung schöpfen für eigene schwere Lebenszeiten oder für Erkrankungen Angehöriger. ■

*Johann Marks hat sein Studium inzwischen erfolgreich beendet und ist als Regionalreferent der Hochschul-SMD in Mitteldeutschland unterwegs.*



# „Es bleibt ein großes Nichtwissen“

## „In einer schweren Lebenskrise erfährt Janne, wie Gott sie hält“

Ich bin in einer schwierigen Familiensituation aufgewachsen. Es gab Gewalt und wir Kinder mussten viele Aufgaben erfüllen, die nicht unserer Rolle und unserem Alter entsprachen. Als ich für mein Studium ausziehen wollte, zerbrach das Verhältnis zu meinem Vater völlig, und ich musste mein Studium selbst finanzieren.

Während dieser Zeit lernte ich Jesus kennen – als denjenigen, der für mich sorgt. Ich bekam gute Nebenjobs und fand schnell Freunde. Ich verstand, dass Jesus es gut mit mir meint und begann, ihm zu vertrauen. Alles, was früher zuhause passiert war, versuchte ich zu vergessen. Aber mit der Zeit kamen

die Erinnerungen zurück, und es wurde immer anstrengender, sie fernzuhalten. Irgendwann konnte ich nicht mehr schlafen. Ich fing an, mir die Arme aufzuschneiden, weil der körperliche Schmerz mich in der Gegenwart hielt und ich den Erinnerungen und meinen Gefühlen entfliehen konnte. Es kam der Punkt, an dem ich es nicht mehr ertra-

gen konnte und versuchte, mir das Leben zu nehmen. Freunde von mir verhinderten dies – und ich landete in der Psychiatrie auf einer geschlossenen Station. Ich war unendlich einsam, zerbrochen und fühlte mich ausgeliefert. Ich legte mich mit dem Oberarzt an, konnte keinen Besuch empfangen (Corona!) und weil mein Handyakku leer war, konnte ich nicht telefonieren. Das letzte bisschen Akku hatte ich genutzt, um einen Freund anzurufen, erreichte aber nur seine Mailbox. Ich flehte ihn an, mich hier rauszuholen. Dann war mein Handy aus.

Nachdem ich keine Möglichkeiten mehr hatte, mit Freunden in Kontakt zu treten,



schlug ich ziellos meine Bibel auf und stieß auf 2. Samuel 22. Da erlebte ich, dass das ganze Kapitel Vers für Vers in meine Situation sprach! Gott wird hier beschrieben als derjenige, der für uns kämpft und für Gerechtigkeit sorgt. Und als der, der sagt: Ich werde dir alles geben und beibringen, was du brauchst, um das hier durchzustehen; es gibt eine gute Zukunft. Für mich war es kein Zufall, dass ich diesen Text aufgeschlagen habe. Für mich war es ein Zuspruch Gottes. Zwei Dinge faszinieren mich beson-

ders. Erstens: Gott war da, auch wenn ich als allerletztes nach ihm gefragt habe. Und Zweitens: vieles, was Gott mir in diesem Text versprochen hat, ist tatsächlich eingetreten. Ich meine nicht, dass Gott auf den Knopf gedrückt hat und alles schlagartig gut wurde. Aber das hatte er auch nicht versprochen. Versprochen hat er, dass er mich so stark macht, dass ich damit umgehen kann, dass er mir eine Zukunft schenkt. Das ist etwas, wo ich jetzt – ein Jahr später – sagen kann: „Ja, so ist es!“

Trotz dieses Zuspruchs habe ich viel mit Gott gerungen. Es gibt viele Punkte, an denen ich mir auch heute noch mehr Eingreifen und Trost von ihm wünsche. Gleichzeitig sehe ich in vielen Bereichen seinen Segen auf meinem Leben und bin dankbar dafür. Ich weiß nicht, warum Gott das alles zulässt. Für mich bleibt da ein großes Nichtwissen – und das ist in Ordnung. Und es bleibt ein Gott, der mich festhält, auch wenn ich gerade nicht mehr glauben kann. ■

*Janne (Name geändert), ist 24 Jahre alt und beendet gerade ihr Studium.*